

Soziologie. Eine Kolumne

Ästhetisierung der Lebenswelt (Merkur, Juni 1992)

Unter den sozialen Erscheinungen, die heute als Zeichen eines allgemeinen Epochenwandels angeführt werden, steht diejenige der Ästhetisierung der Lebenswelt an vorderster Stelle: dass die Subjekte in den entwickelten, reichen Ländern des Westens sich auf ihren Alltag nicht mehr zweckorientiert, sondern ästhetisch beziehen, dass sie dementsprechend ihre Lebensvollzüge in den unterschiedlichsten Formen stilisieren und sich wechselseitig auch an solchen Stilmerkmalen erkennen, gilt als entscheidender Charakterzug unserer Zeit. In dieselbe Phänomenreihe werden darüber hinaus noch so unterschiedliche Befunde wie der rapide Anstieg des Realeinkommens und der arbeitsfreien Zeit, die kulturelle Erosion des Arbeitsethos und die allmähliche Herausbildung neuer, postmaterieller Werte einbezogen. So offensichtlich scheinen diese verschiedenen Entwicklungen auf die Tendenz einer Ästhetisierung der Lebenswelt hinzuweisen, dass innerhalb der Philosophie bereits eine Diskussion darüber begonnen hat, wie sie im Hinblick auf die Bedingungen menschlicher Subjektivität angemessen zu bewerten ist: nimmt die eine Seite in ihr vor allem das Moment einer Gefährdung unserer Kultur wahr, weil sie die notwendige Distanz zwischen Kunst und Leben zu zerstören droht, so sieht die andere darin primär die Chance einer Freisetzung von individueller Kreativität und Spontaneität wie sie in Konzepten der Postmoderne in Aussicht genommen wird.¹

Der Gegenstand einer solchen Debatte muss allerdings so lange in der Grauzone einer unbegriffenen, bloß konstruierten Wirklichkeit verbleiben, wie empirisch nicht geklärt ist, was es im einzelnen überhaupt heißen kann, dass unsere Lebenswelt einem Prozess der Ästhetisierung unterworfen sein soll; darüber empirisch Auskunft zu erteilen, ist Aufgabe soziologischer Analysen, die vorbehaltlos veränderte Formen der Selbstwahrnehmung und der Gruppenbildung in hoch entwickelten Gesellschaften zu erkunden versuchen. Einen entscheidenden Schritt in diese Richtung hat nun Gerhard Schulze unternommen, der schon mit dem Titel seiner groß angelegten Untersuchung zu erkennen gibt, dass es ihm um nicht weniger als die Herausarbeitung eines neuen Typus von Gesellschaft geht: die Erlebnisgesellschaft ist, nicht anders als vor sechs Jahren Ulrich Becks Risikogesellschaft, der zeitdiagnostische Versuch einer Bestimmung von gesellschaftlichen Umbrüchen, die zusammengenommen zu einer veränderten Form der sozialen Integration, ja der Gesellschaftsbildung überhaupt geführt haben sollen.² Anders als Beck weist Schulze freilich seine zentralen Behauptungen nicht nur stets detailliert an den Ergebnissen einer empirischen Untersuchung aus; darüber hinaus legt er auch über jeden Schritt seiner Argumentation in einer Weise theoretische Rechenschaft ab, die kategorial so umfassend und differenziert ist, dass sich am Ende die Umrisse einer neuen Form von Kulturosoziologie abzeichnen beginnen.

Schulze geht von denselben ökonomischen Sachverhalten aus, von denen auch Beck in seiner Studie den Ausgang genommen hat: mit dem Anwachsen des individuellen Einkommens und der parallelen Auflösung klassenspezifischer Notlagen haben sich die Handlungsspielräume für den einzelnen objektiv so erweitert, dass sich für ihn die Chance eröffnet, sein Leben nach Gesichtspunkten eigener Neigungen und Präferenzen zu gestalten. Aus dieser vagen Ausgangsthese zieht Schulze nun aber gleich zu Beginn Konsequenzen, die weit über den Rahmen der Analysen Becks hinausgehen, weil sie die historische Organisationsform der menschlichen Subjektivität im Ganzen betreffen: mit dem Übergang von einer << Gesellschaftsbildung durch Not >> zu einer << Gesellschaftsbildung durch

¹ Für die erste Richtung vgl. Rüdiger Bubners Aufsatz *Ästhetisierung der Lebenswelt* in seinem Sammelband *Ästhetische Erfahrung* (Frankfurt: Suhrkamp 1989); für die zweite Richtung vgl. Wolfgang Welschs Aufsatz *Subjektsein heute* in *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Nr. 39, 1991.

² Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt: Campus 1992.

Überfluss >> verändert sich der Charakter des individuellen Selbstverhältnisses insofern, als die Subjekte sich auf ihre situationale Umwelt nicht mehr im Modus des Einwirkens, sondern im Modus des Wählens zu beziehen lernen. Die ökonomische Entlastung von Überlebenszwängen, wie sie noch für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts typisch waren, bedeutet für den einzelnen, nunmehr stets zwischen mehreren Handlungsalternativen wählen zu müssen, ohne dabei noch auf externe Kriterien der Zweckmäßigkeit oder der Opportunität zurückgreifen zu können; was ihm in solchen auf Dauer gestellten Entscheidungssituationen als Maßstab bleibt, sind schließlich nur noch die Neigungen oder Vorlieben, die er in Form von Geschmacksempfindungen in sich verspürt. Mit der Aufmerksamkeitsverlagerung auf das eigene Selbst wird das innere Erleben so sehr zum Bezugspunkt individuellen Handelns, dass sich aus dem Homo oeconomicus vergangener Zeiten das Erlebnissubjekt moderner Gesellschaften entwickelt: ihm ist nicht länger die Erreichung von äußeren Erfolgen, sondern die Steigerung innerer Erlebnisse der Zweck rationaler Planung seines Handelns, seine Lebensauffassung hat sich von der Orientierung an Überlebenszielen in eine Ästhetik der Existenz verwandelt, seine Selbstbeziehung schließlich hat den Charakter einer permanenten Beobachtung des eigenen Erlebens angenommen.

Es ist nicht schwer zu sehen, dass Schulze mit dieser ersten These zunächst nur Überlegungen systematisch in die Gegenwart hinein verlängert, die sich bereits in den kultursoziologischen Analysen Georg Simmels finden lassen. In seinen Bahn brechenden Untersuchungen zum Stil der modernen war nämlich schon Simmel von der Beobachtung ausgegangen, dass sich die Subjekte nach dem Wegfall vorgegebener oberster Lebensziele zunehmend auf ihr psychisches Erleben zu konzentrieren lernen, um darin eine Wegmarke für ihr individuelles Handeln zu finden; und auch er hatte bereits als eine soziokulturelle Folgeerscheinung einer solchen Aufmerksamkeitsverlagerung die Tendenz ausgemacht, das Alltagsleben nach ästhetischen Gesichtspunkten, nach Maßgabe von Erlebnissen also, zu gestalten. In der Studie von Schulze zeigt sich der Einfluss Simmels vor allem an der zentralen Stellung, die der Kategorie des << Erlebnisses >> in seiner Argumentation zugewiesen ist: von ihr konstruiert er seine gesamte Theorie des sozialen Handelns, ihr verdankt er den Schlüssel für ein Konzept der Persönlichkeit, sie dient ihm schließlich gar als Titel für die kulturelle Verfassung unserer Gesellschaft. Von Simmel aber trennt Schulze das Interesse, das er im folgenden nun vor allem an den veränderten Mechanismen der Gruppenbildung nimmt; zu diesem Teil seiner Studie bilden Überlegungen die theoretische Brücke, die sich auf die Schwierigkeiten der Identitätsbildung unter Bedingungen der Erlebnisorientierung beziehen.

Wird die Untersuchung Schulzes bis zu dem Punkt verfolgt, an dem er von der Vorherrschaft der Erlebnisorientierung spricht, so scheint als nächster Schritt seiner Argumentation kaum etwas näher zu liegen als eine präzisierte Fassung der Individualisierungsthese: wenn die Subjekte sich heute mehr und mehr am Ziel der Erlebnissteigerung orientieren, so bedeutet das für die individuellen Lebenswege, dass sie in wachsendem Maße nicht mehr von kollektiv geteilten Erfahrungen, sondern nur noch von persönlichen Wünschen und Neigungen gesteuert werden; die Folge wäre eine fortschreitende Individualisierung der persönlichen Verhaltensmuster, an deren Ende eine unüberblickbare Pluralität von Lebensstilen und Existenzweisen stünde. Vor einer solchen voreiligen Schlussfolgerung aber bewahrt Schulze ein Gedankengang, der sich zwar auch schon bei Simmel antreffen lässt, für den er aber vor allem Arnold Gehlen als Gewährsmann nennt: würde sich das individuelle Handeln allein noch am Ziel der persönlichen Erlebnissteigerung ausrichten, so geriete das Subjekt in eine Spirale der Selbstbeobachtung, die unweigerlich zu Zuständen der Enttäuschung und Verunsicherung führen würde; denn mit jeder erneuten Erfüllung eines Erlebniswunsches wächst nicht nur die Gefahr des Verblässens des Befriedigungsreizes, sondern nimmt auch die Unsicherheit darüber zu, wie die eigenen Wünsche und Neigungen tatsächlich beschaffen sind. Daher entwickeln die Subjekte, wie um

beiden Gefahren entgegenzuwirken, die innere Bereitschaft sowohl zur individuellen Gewohnheitsbildung als auch zur Anlehnung an soziale Gruppen: der erste Ordnungsmechanismus schneidet aus der Flut möglicher Erlebnisreize eine bewältigbare Menge stabiler Wünsche und Absichten heraus, durch den zweiten Ordnungsmechanismus werden die derart habitualisierten Erlebniswünsche im Austausch mit gleichgesinnten Interaktionspartnern stabilisiert.

Wenn dem aber so ist, dann schließt der Prozess der << Individualisierung >> heute nicht generell Vorgänge der Gruppenbildung aus, sondern gibt ihnen nur gegenüber vergangenen Zeiten eine veränderte Form: zu größeren Gruppen schließen sich Subjekte dann vorzüglich deswegen zusammen, weil sie die Orientierung an demselben Typ von Erlebnissen teilen. Es ist die Entstehung solcher Erlebnisgemeinschaften, für die sich Schulze nun in seiner Studie vor allem interessiert; die Ergebnisse, zu denen er in diesem Zusammenhang sowohl in theoretischer als auch in empirischer Hinsicht gelangt, können als eine wirkliche Herausforderung an die herkömmliche Klassen- und Schichttheorie gelten.

Um eine Analyse der Mechanismen vorzubereiten, nach denen der Zusammenschluss sozialer Gruppen in den << Überflussgesellschaften >> vor sich geht, arbeitet Schulze zunächst heraus, wie sich die << ästhetische >> Gewohnheitsbildung im einzelnen Subjekt vollzieht; zu diesem Zwischenschritt ist er gezwungen, weil er ja die Prämisse zugrunde legt, dass die soziale Gruppenbildung heute von den individuellen Mustern der Erlebnisorientierung ihren Ausgang nimmt. Jedes Subjekt entwickelt zum Zweck der dauerhaften Reizabwehr ein eigenes Ordnungsschema des Erlebens, indem es sich auf eine bestimmte Art der Wunscherfüllung festlegt, spezifische Abgrenzungen gegenüber alternativen Erlebnisformen vornimmt und schließlich einer besonderen Deutung seiner Existenz folgt; daher besteht der ästhetische Stil einer Person, also das, was sie für andere erkennbar macht, aus den drei Komponenten der Genussweise, der Distinktion und der Lebensphilosophie. In der Ausbildung derartiger Erlebnismuster ist das Subjekt aber nicht vollkommen auf sich alleine gestellt, sondern kann sich an << alltagsästhetischen Schemata >> orientieren, die in der kulturellen Semantik einer Gesellschaft jeweils tief verankert sind; solche allgemeinen Handlungsmuster, die Schulze in derselben Weise durch wechselseitige Distinktionsbeziehungen aufeinander verwiesen sieht wie Bourdieu seine klassenspezifischen Habitusformen, geben dem einzelnen stilistische Möglichkeiten vor, auf die hin er seinen eignen Stil der Erlebnisorientierung zu entwerfen vermag. Anders als Bourdieu rechnet Schulze konsequenterweise aber zum alltagsästhetischen Verhaltensrepertoire unserer Gesellschaft nicht mehr ein kulturelles Muster, das aus der kollektiven Erfahrung ökonomischer Not geboren ist; dessen Platz hat vielmehr ein << Trivialschema >> eingenommen, das die Wunscherfüllung auf das Erleben von << Gemütlichkeit >> fixiert, sich vor allem gegen jede Form von stilistischer Exzentrizität abgrenzt und als das Ziel der individuellen Existenz schließlich die Erreichung von << Harmonie >> begreift.

Neben diesem alltagsästhetischen Verhaltensmuster, das wohl im Ganzen als Resultat einer Verbürgerlichung der sozialen Unterschichten zu begreifen ist, hat sich zudem seit den sechziger Jahren, also seit der Zeit der Studentenbewegung, in der kulturellen Semantik der Bundesrepublik ein weiteres Erlebnismuster einen Platz erobert, für das Schulze den Ausdruck << Spannungsschema >> wählt: darin wird das Erlebnis von *action* als Genussform angestrebt, Gegenstände der Abgrenzung ist insgesamt das Konventionelle, als Ziel des individuellen Lebens gilt die Selbsterfahrung. Wird zu beiden ästhetischen Verhaltensmustern endlich noch das Schema der << Hochkultur >> hinzugenommen, dessen Elemente die Fixierung des Genusses auf die Kontemplation, die Distinktion von allem Barbarischen und die Idee der lebensgeschichtlichen Perfektion ausmachen, so ergibt sich ein Überblick über die kulturelle Semantik, von der Schulze heute die hoch entwickelten Gesellschaften, zumal die der Bundesrepublik, bestimmt sieht: das Schema der << Hochkultur >>, das Trivialschema und das Spannungsschema bilden hier zusammen das Reservoir an alltagsästhetischen

Möglichkeiten, aus deren jeweils individueller Kombination der einzelne seinen persönlichen Lebensstil, sein eigenes Muster an Erlebnisorientierung zu entwickeln hat. Weil sich die Wirkung der kulturell vorgegebenen Verhaltensmuster daher stets noch einmal an der Individualität der verschiedenen Subjekte bricht, kann die nächste These von Schulze nun auch nicht einfach lauten, dass sich die soziale Gruppenbildung gegenwärtig exakt entlang der Grenzlinien vollzieht, die zwischen den drei Schemata verlaufen; die Aufgabe seiner empirischen Untersuchung muss es vielmehr sein, sie Orientierungsmerkmale im einzelnen darzulegen, an die sich die Individuen wechselseitig halten, wenn sie sich zu größeren Erlebnisgemeinschaften zusammenschließen.

Der Abstand zu Bourdieu, mit dem Schulze doch zumindest das Interesse an alltagsästhetischen Formen der Distinktion teilt, ist an keiner Stelle seiner Studie größer als in den Teilen, die der Lösung dieser Aufgabe gewidmet sind; hier nämlich ergibt sich als eine entscheidende Konsequenz seiner Überlegungen, dass heute weder die Stellung im Produktionsprozess noch die Höhe des individuellen Einkommens maßgeblich darüber entscheiden, welcher sozialen Gruppe ein Individuum sich zugehörig fühlt. Schulze gelangt zu so weit reichenden Schlussfolgerungen auf der Basis der Auswertung einer empirischen Untersuchung, die er im Jahre 1985 in Form der Befragung einer Repräsentativstichprobe von 1014 Personen in Nürnberg durchgeführt hat; die Anlage der gesamten Erhebung, über deren Einzelheiten sich im Anhang des Buches ein ausführlicher Bericht findet, ist auf die Leitfrage zugeschnitten, durch welche Merkmale sich die sozialen Gruppen jeweils charakterisieren lassen, denen die Befragten aufgrund ihrer Selbstwahrnehmung und ihrer Existenzformen soziologisch zuzuordnen sind. Die Ergebnisse seiner Auswertung hat Schulze im Begriff des << Erlebnismilieus >> zusammengefasst; damit soll gesagt werden, dass sich soziale Gruppen heute um einen existentiellen Kern herum bilden, der in einem gemeinsamen Muster der Erlebnisorientierung besteht. Auf den ersten Blick mag die These nicht weiter überraschen, weil auch innerhalb der soziologischen Schichtungsanalyse mittlerweile zunehmend Berücksichtigung findet, dass die Art des Lebensstils über die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen mitentscheidet; so hat etwa Hans-Peter Müller in einer sehr lesenswerten Studie soeben dargestellt, wie neuere Entwicklungen in der Ungleichheitsforschung geradezu darauf drängen, Elemente der Alltagsästhetik als Komponenten der Sozialstruktur mit einzubeziehen.³ Über den Stand solcher Überlegungen geht Schulze mit seiner Untersuchung jedoch weit hinaus, weil er seinen Prämissen gemäß den individuellen Lebensstil nicht länger als abhängige Variable von Einkommen und Beruf, also von objektiven Lebenschancen betrachtet, sondern als weitgehend unabhängigen Kern der sozialen Gruppenbildung ansieht; das Interesse an der Intensivierung einer Kommunikation wächst heute im Maße der Erfahrung eines gemeinsamen Musters der Erlebnisorientierung, wie es in den Stilmitteln der Kleidung, des Sprachverhaltens oder der Automarke zum Ausdruck gelangt, während die traditionellen Einflussgrößen des Berufs, des Lebensstandards oder der lokalen Zugehörigkeit rapide an Bedeutung verlieren.

Natürlich ist sich Schulze auch darüber im klaren, dass der Bedeutungsschwund von ökonomischen und lokalen Gegebenheiten nur den Platz für andere Bedingungen freimacht, die auf die Wahl der individuellen Erlebnisorientierung Einfluss nehmen: der Stil des persönlichen Lebens, an dem sich wiederum die Zugehörigkeit zu bestimmten Milieus bemisst, ist inzwischen in starke Abhängigkeit von dem Bildungsgrad und dem Lebensalter der Individuen geraten. Daher vollzieht sich die Aufgliederung der sozialen Erlebnismilieus heute nach einem Schnittmuster, das aus einer Kombination der Variablen der Altersstufe und der Bildungshöhe hervorgegangen ist: mit dem Lebensalter und in Abhängigkeit von der Bildungsstufe verändert sich das existentielle Grundproblem, das darüber entscheidet, welchen Lebensstil ich mir mit Hilfe des Reservoirs an alltagsästhetischen Schemata

³ Hans-Peter Müller, *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*. Frankfurt: Suhrkamp 1992.

zurechtlege und welchem sozialen Milieu ich mich dementsprechend in freier Wahl zugeselle. Zu differenziert und zu akribisch ist die Beschreibung der fünf Erlebnismilieus, die Schulze innerhalb der Bundesrepublik unterscheidet, als dass sie hier im einzelnen wiedergegeben werden können; grob gesagt ist jedes dieser Milieus durch ein gemeinsames Muster der Erlebnisorientierung charakterisiert, das seinerseits wiederum als Antwort auf jeweils spezifische Existenzprobleme fungiert, wie sie sich überhaupt nur in << Überflussgesellschaften >> stellen können: das << Niveaumilieu >>, das sich weitgehend aus dem traditionellen Bildungsbürgertum rekrutiert, strebt nach kulturellem Rang, im << Integrationsmilieu >> herrscht ein Bedürfnis nach Konformität vor, das << Harmoniemilieu >>, weitgehend aus Arbeiterschichten zusammengesetzt, lässt sich vom Erlebniswert der Geborgenheit leiten, das << Selbstverwirklichungsmilieu >> zielt auf die experimentelle Entfaltung eines inneren Persönlichkeitskerns und das << Unterhaltungsmilieu >> schließlich sucht nach permanenter Abwechslung durch Zustände der Stimulation.

Je weiter entlang solcher Charakterisierungen den dichten Beschreibungen gefolgt wird, die Schulze von den verschiedenen Erlebnismilieus gibt, desto klarere Konturen nimmt die Vorstellung dessen an, was unter einem Prozess der Ästhetisierung der Lebenswelt heute verstanden werden kann: dass sich mit der epochalen Umstellung auf das kulturelle Ziel der Erlebnissteigerung ein neuer Modus der Gruppenzusammensetzung herauszubilden beginnt, der die Subjekte nicht mehr in hierarchisch geordnete Berufsschichten integriert, sondern in nebeneinander bestehenden Lebensmilieus zusammenführt, die keinem anderen Zweck als der kommunikativen Herstellung der jeweiligen Erlebnisziele dienen. Andererseits wächst mit jeder Seite der Lektüre aber auch der Verdacht, dass Schulze in seiner Darstellung eine Reihe von empirischen Phänomenen unberücksichtigt lässt, die für den soziokulturellen Zustand der Bundesrepublik mindestens ebenso bedeutsam sind: nicht nur findet bei ihm die noch vor kurzem heftig diskutierte Schicht der << Yuppies >> keine Berücksichtigung, deren gemeinsame Orientierung wohl nur in dem vollkommen entmoralisierten Streben nach ökonomischem Erfolg zu sehen ist; nicht nur lässt er jene neu empor geschnehten Verelendungstendenzen unerwähnt, die infolge von wachsender Arbeitslosigkeit und kultureller Benachteiligung vor allem die Ränder der Großstädte und einzelne ländliche Gebiete erfasst haben; auch jene breite Sozialschicht bleibt in seiner Darstellung aus schwer durchschaubaren Gründen ausgeklammert, deren Mitglieder selbst dann heute noch primär mit der Sicherung ihrer ökonomischen Existenz befasst sind, wenn sie in soziologischen Interviews davon kein Aufsehen machen. In der Ästhetisierung der Lebenswelt ist, so gesehen, eine soziokulturelle Tendenz zu vermuten, die nur unter einer einzigen, heute sehr unwahrscheinlichen Bedingung Aussicht hat, die Lebenswirklichkeit von Gesellschaften wie derjenigen der Bundesrepublik im ganzen zu prägen: dass diese nämlich zu << Überflussgesellschaften >> in dem Sinn werden, wie Schulze es schon für die Gegenwart zu unterstellen scheint.

Axel Honneth